



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Wilibald Alexis : ein Gedenkblatt zum hundertsten Geburtstag des  
Dichters (29. Juni 1898)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Kraft findet, irdischen Gewalthabern Widerstand zu leisten, wenn sie Unrechtes und Unwürdiges von ihm verlangen. Es ist eben der Geist, den Nießsche selbst wieder herstellen möchte. Daß die leibliche Abstammung alles, der persönlichen Charakter und Geist gar nichts zu bedeuten habe, oder daß jeder hoch oder reich Geborne schon allein durch seine Geburt zur Klasse der echten, der Geistesaristokratie gehöre, das hat Nießsche, so viel er sich auch auf seine Abstammung von einem polnischen Grafen einbilden mochte, sicherlich nie in seinem Leben auch nur einen Augenblick geglaubt. Ein im Sklavenstand geborner kann sich zur innerlichen Freiheit emporringen, wie Epiktet, einer der edelsten Philosophen. Jedem solchen sagt nun Paulus, daß zwar die äußere Lage seine innere Freiheit nicht beeinträchtige, daß er jedoch, wenn er frei werden und so das Äußere mit dem Innern in Übereinstimmung bringen könne, die Gelegenheit nicht ungenutzt vorübergehen lassen solle.



## Wilibald Alexis

Ein Gedenkblatt zum hundertsten Geburtstag des Dichters (29. Juni 1898)



er vaterländische Dichter, dessen Andenken die folgenden Zeilen gewidmet sind, klagt in der Vorrede seines bekanntesten Werkes über die Infamie des deutschen Publikums, das heute die Götzen seiner Laune in den Himmel hebe und sie morgen vom Piedestal stürze. Er verlangt, die öffentliche Meinung solle auch denen dankbar bleiben, die irgend einmal ihrem Zeitalter genügt hätten, und dürfe nicht hohnlachend über die alternden Poeten zur Tagesordnung übergehen. Die Bitterkeit dieser Worte an der Spitze des gelungensten Romans Häring's (der Hosen des Herrn von Bredow) erklärt sich hinlänglich aus den seltsamen Erfahrungen, die der Dichter mit der öffentlichen Meinung gemacht hatte. Nur einmal waren ihm vielschimmiger Beifall und allgemeine Volksgunst zu teil geworden, als er den Roman Walladmor unter Scott's Namen geschrieben hatte. Das Publikum hob ihn damals auf seinen Schild für ein Werk, das er selbst nur als das Augenblicksprodukt einer lecken Laune ansah. Als er dann nach langen Irr- und Lehrjahren seiner Muse den rechten Boden, auf dem er wurzeln und sich selbst zur Freude wachsen konnte, gefunden hatte, sah er sich einsam und von der Masse wie von den Kunststrichtern, die er schätzte, verlassen. Nur wenige Erfolge waren ihm dann noch gegönnt. Das trübe Schicksal des preussischen Vaterlandes nach 1848 kam hinzu, um ihm, dem tief und leidenschaftlich für die nationale Sache empfindenden, den Blick zu verdüstern und die Dichterschwingen zu lähmen. Er verfiel schließlich dem traurigsten, geistigen Marasmus, und als er 1871 starb, war er schon fast verschollen. Julian

Grenzboten III 1898

29

Schmidt hat sich damals das Verdienst erworben, durch eine feinsinnige Analyse seiner vaterländischen Romane ein tieferes Verständnis des Dichters anzubahnen, und Gustav Freytags schöner, warm empfundener Nachruf zeigte, wie hoch der Dichter in der Schätzung unsrer Besten stand. Aber obgleich seitdem das Interesse für die märkisch-brandenburgische Vergangenheit, den Stoff der Dichtungen Haring's, durch die große Wendung der deutschen Geschichte mächtig gewachsen ist, so wird doch der Sänger, der diese Geschichte zuerst in packender Lebenswahrheit verkörpert hat, dem jungen Geschlecht allmählich immer fremder. Und doch vermag er sich trotz seiner in die Augen fallenden Schwächen neben den Stimmen, die seitdem mit großem Pathos Brandenburgs Vergangenheit verherrlichen, in allen Ehren zu behaupten. Das Beste, was die plaudernden Wanderer durch die Mark und die neuen vaterländischen Dramatiker bieten, das verdanken sie meist dem feinen Natur- und Menschenbeobachter, der schärfer als alle dem Leben der märkischen Landschaft gelauscht und tiefer in das Herz des märkischen Volkes geschaut hat; vor seinen Nachfolgern hat Willibald Alexis besonders die reiche Phantasie und meist auch ernstere Wahrheitsliebe und männlichen Freimut voraus.

In folgender Abhandlung soll der Versuch gemacht werden, das Leben und Wirken des Dichters von neuem der Gegenwart nahe zu bringen. Zum erstenmale werden zu diesem Zwecke die eignen Lebenserinnerungen des Dichters, die zwar gedruckt, aber in alten Taschenbüchern zerstreut und eigentlich verschollen sind, ausgiebiger benutzt werden; auch die bisher unbekannten politischen Leitartikel Haring's in der Bossischen Zeitung vom Jahre 1849 sind herangezogen worden, und durch eine umfassendere Betrachtung der Werke, auch der ganz vergessenen, habe ich das litterarische Charakterbild abzurunden versucht. Der handschriftliche Nachlaß des Dichters galt bisher als verschollen; er ist in der That in seinem wichtigsten Teile achtlos vernichtet worden. Der Rest wird, wie ich höre, von Dr. Max Ewert in Arnstadt zu einer umfassendern Lebensbeschreibung verarbeitet.

Wilhelm Haring war ein Schlesier aus hugenottischem Stamme. Wer seine lebensvolle Schilderung der französischen Kolonie in Berlin aus dem Cabanis kennt, wird sich nicht darüber wundern. Am 29. Juni 1798 wurde er zu Breslau geboren, wo sein Vater Kanzleidirektor war. Bald verlor die Familie das Haupt und die Stütze. In Wilhelms frühe Kinderjahre fiel der Todeskampf der preussischen Monarchie. Er schildert uns in seinen Erinnerungen mit Lebhaftigkeit das Entsetzen, die Ratlosigkeit und die Erbitterung, die die Bevölkerung von Breslau nach dem Tage von Jena ergriff. Der frühreife Knabe lernte alle Schrecken einer Belagerung kennen, als die schlesische Hauptstadt von den Franzosen eingeschlossen und bombardirt wurde. Um den Gefahren des Bombardements in einem leicht gebauten Holzhause zu entgehen, suchten und fanden Mutter und Kinder eine Zuflucht hinter den dicken Mauern und den Kreuzgewölben des Nonnenklosters zur heiligen Katharina. Sehr anschaulich schildert der Dichter in den Jugenderinnerungen das Leben seiner Familie in einer kleinen Zelle inmitten des Konvents alternder Nonnen, die zwischen frommer Devotion und weltlicher Neugier schwankten, die romantischen Eindrücke des öden Kreuzgangs, der feuchten Gewölbe, der zugemauerten Nischen. An aufregenden Nachtszenen fehlte es nicht. Niemals schwand aus dem Gedächtnis des lebhaften Knaben die Purpurröte einer schauerlichen Nacht, wo das ganze Firmament in Flammen zu stehen schien, und der blutrote Schimmer

bis in die tiefsten Klostergänge drang. 4000 Holzstöße vor dem Ohlauer Thore, die die Belagerten den Feinden nicht überlassen wollten, loderten in jener Stunde in Flammen auf. Die strengen Regeln des Klosters wurden durch die gemeinsame Gefahr gebrochen. Zuletzt hatte man die Betten sämtlicher Nonnen in das große Refektorium im Erdgeschoß gebracht, wo das gemeinschaftliche Nachtlager für mehr als fünfzig geistliche und weltliche Frauen eingerichtet wurde, in deren Mitte der achtjährige Knabe verweilte. Nach dem Frieden zog die Mutter nach Berlin, wo der Knabe auf dem Werderschen Gymnasium gebildet wurde. Als werdender Mann erlebte er die Erhebung des Vaterlandes gegen Napoleon. 1813 beklagte er es, noch nicht in den Freiheitskampf ziehen zu dürfen.

Als aber 1815 der Korps von Elba wiederkehrte, und man in Preußen wiederum Freiwillige zum Kampfe aufrief, da litt es den Jüngling nicht in der Schulstube. Wer konnte, der sollte und mußte mit, darüber war keine Frage in der Prima der Berliner Gymnasien. Es war schon ein wonniges Gefühl, halb in militärischer Kleidung, mit rotgestreiften Beinkleidern oder gar mit der grünen, wohlkleidenden Jägeruniform in die Klasse zu gehn. Das zornige Wort Blüchers, daß die Federfuchser mit ihrem Geschmier das Werk des Schwertes verderben wollten, hallte in den begeisterten Seelen der Jugend fort. Die guten Jungen schwelgten in Fouqués rechenhaften Nordlandsagen und in seinem gründlichen Neufrenzosenhaß. Die Ideen des Turnertums waren mächtig unter ihnen, Zahns deutsches Volkstum war ihr Lösungswort; ihre Stimmung war ernst, religiös, christlich, romantisch. Der junge Krieger packte in seinen Tornister eine Handausgabe der Nibelungen und ließ sich auf mühseligem Marsche von seinem belletristisch reisern Nebenmanne in Schlegel-Tieckscher Romantik unterrichten. Das harte, anstrengende Marschieren und das Zusammenleben mit der bunt zusammengewürfelten Soldateska rief die jungen Idealisten bald auf die Erde zurück. Die Gebildeten der Kompanie sammelten sich unter ihrem Leutnant im Freien unter alten Bäumen, sangen vaterländische Lieder, deklamirten deutsche Klassiker, schworen beim Schein des Mondes mit gezückten Hirschfängern einander deutsche Treue und stifteten unter Bruderküßen einen Hermannsbund. Unklugerweise übertrug der Offizier seine Vorliebe für den Bund in den Dienst und bevorzugte die Genossen sichtlich, sodaß es eine große Meuterei gab und der Bund aufgelöst wurde. Aber mußten derartige Auswüchse jugendlicher Begeisterung auch beschnitten werden, die vaterländische Gesinnung des jungen Kriegers bewährte sich doch im Ernste militärischer Anstrengungen. Der zukünftige Meister des historischen Romans suchte überall die getürmten Mauern, die ehrwürdigen Giebelhäuser, die alttümlichen Dome auf. Selbst der Brandenburger Roland setzte ihn in helles Entzücken und pflanzte vielleicht den poetischen Keim zu einem seiner Hauptwerke in das junge Dichtergemüt. Freilich zu dem großen Kriegsdrama von Waterloo kam das Regiment Kolberg, dem Häring angehörte, zu spät. Vor Köln ereilte es die Siegesnachricht, und am 29. Juni, an seinem siebenzehnten Geburtstag, stand der Jüngling auf dem Schlachtfelde von Belle-Alliance, beklagend, zehn Tage zu spät zu kommen. Dann folgten mühselige Tage der Belagerung; vor Landrech, vor Philippeville, vor Givet lernte der junge Krieger das Lagerleben mit seinen Leiden und Freuden kennen. Ende Oktober wurde er nach der Heimat entlassen. Dort wandte er sich dem Rechtsstudium zu, das er in Berlin und Breslau absolvirte. Dann wurde er Kammer-

gerichtsreferendar, aber bald zeigte sich, daß der phantasiereiche Geist des Jünglings nicht durch den juristischen Beruf gefesselt wurde. Er ging ganz in dem lebendigen litterarischen Leben Berlins auf und wandte sich für immer der schriftstellerischen Thätigkeit zu. Für juristische und insbesondre kriminalistische Fragen hat er freilich immer das lebhafteste Interesse bewahrt. So gab er später mit Hitzig den „Neuen Pitaval“ heraus, worin er die merkwürdigsten Verbrechen der neuern Zeit psychologisch ergründete.

Die litterarische Periode, in der der junge Dichter in die Öffentlichkeit trat, war die des Stilllebens nach den Befreiungskriegen, voll geistiger Anregung und freier Geselligkeit, voll Kunstliebe und Kunstverständnis. Aber es zeigte sich, daß auch unsre größten Dichter keinen nationalen Stil ausgebildet hatten. Es war, wie Goethe sagt, die Epoche der forcirten Talente, die sich ohne strenges Stilgefühl in gewaltsamen und willkürlichen Experimenten versuchten, gefährlich für weiblich anempfindende Seelen wie Häring, dessen Grundfehler nach seiner eignen Meinung war, sich leicht imponiren zu lassen. Zwar die großen Sterne leuchteten auch für ihn. Dreimal ist er nach Weimar gepilgert, der heiligen Stadt der Litteratur, um dem Genius seine Anbetung zu weihen, das erstemal 1819 als schüchterner Student, ohne sein Idol zu sehen, zufrieden, mit Goethe eine Luft zu atmen. Das zweitemal kam er mit vollwichtigen Empfehlungsbriefen, traf aber nur die vornehme Exzellenz in glänzend schwarzem Frack, mit dem großen blizenden Stern auf der Brust, die seinen Enthusiasmus ernüchterte und den mutwilligen Versuchen des jungen Fremden, bestimmte litterarische Urtheile herauszulocken, diplomatische Zurückhaltung entgegensetzte. Das drittemal (1829) fand er im anmutigen Gartenhäuschen den herrlichen Menschen und Dichter im grauen Hausrock, der den jungen Anhänger, dessen Schriften er kannte, mit einfacher Herzlichkeit und mildem Wohlwollen erquickte. Aber die Bewunderung des univervellen Genius, der längst aufgehört hatte, auf die zeitgenössische Litteratur direkt zu wirken, vermochte dem jungen Dichter keine bestimmte Richtung zu geben. Ebenso wenig der Einfluß Tiecks, dessen Zauberblick aus dunkelseuchten Augen, dessen magisch fesselnde Unterhaltung ihm unvergeßlich war, dessen Zeitnovellen aber doch als Vorbild einen zu wenig ausgesprochenen Charakter zeigten. Die edle, feingebildete Sprache mochte Häring diesen Meistern danken. Aber in viel höherm Grade zeigen seine ersten Werke den gefährlichen Einfluß der falschen Romantik, wie sie in der Schicksalstragödie und in den Capriccios Callot-Hofmanns hervortritt.

Sein erster knabenhafter dramatischer Versuch, den er als Quartaner wagte, war ein wildes Ritterstück vom edeln Böhmenherzog Othelrich gewesen, das er und sein Vetter Kellstab, in dessen Hause er wohnte, mit selbst gepappten Rüstungen aufführten. Seinen spätern Ritterstücken, wie dem nie gedruckten Konradin und Alstolf, hauchte er einen fatalistischen Geist ein; er suchte darin den grausenhaften Erbsluch nach dem Rezepte Müllners durchzuführen. Ein wohlwollender Wink Tiecks machte ihn dann darauf aufmerksam, daß sein Talent mehr zum Epischen als zum Dramatischen zu neigen scheine, und so wandte er sich nunmehr der Novelle zu. Hierbei war ihm zunächst das barocke Genie Hofmanns eine irreführende Leuchte. Dieser zwiespältige Geist, der den Tag über Delinquenten verhörte, die Nacht aber bei Lutter und Wagner mit ausgelassenen Freunden zechte und hier die Inspiration zu seinen phantastischen Gespenstergeschichten gewann, der die nüchterne Wirklichkeit und

grausigen Geisterspuk unvermittelt nebeneinander stellte, übte auf Häring einen tiefgehenden Einfluß aus. Seine ersten Novellen, die alle eine hohe geistige Bildung und Gewandtheit der Darstellung verraten, bevorzugen vielfach das Wunderbare und Märchenhafte. So die besonders liebevoll behandelte Novelle „Venus in Rom,“ die uns die Herrlichkeit der italienischen Renaissance glanzvoll schildert und von einem deutschen Ritter erzählt, der einem Liebeszauber erliegt, indem ein Nekromant dem Schlafenden das Schattenbild einer Römerin in einem Zauberspiegel zeigt und so seine Seele an sie festschniebet. Auch in seinen Balladen, in denen Wilibald Alexis alten englischen Mustern nachempfiehlt, waltet das Übersinnliche und das Dämonische. Zwei von ihnen, „Walpurgisnacht“ und „Der späte Gast,“ sind bekanntlich von Löwe mit großer dramatischer Kraft in Musik gesetzt worden.

Verfolgte Wilibald Alexis in diesen Erstlingswerken noch ganz und gar die Irrgänge der Romantik, so wandte sich sein reiches Talent bald nach einer ganz andern Richtung, angeregt durch den Weltruhm Walter Scotts. Das Gestirn des großen schottischen Dichters stand damals auf der Höhe. Auch Scott war ein Romantiker, dem Abenteuerlichen nicht abhold und geneigt, die heimische Vergangenheit dichterisch zu verklären. Spukt das Gespenstige der Schmuggler, Räuber, Zigeuner und Astrologen auch in seinen Erzählungen, so schildert er doch vor allem derbes, wirkliches Volk, das er mit großer Menschenkenntnis der Natur ablauschte und im Zusammenhange der historischen Vergangenheit darstellte. Der ungeheure Erfolg seiner Romane machte auch auf die jungen Berliner Romantiker Eindruck. Was dieses Vorbild im Ernst für ihn bedeuten sollte, davon hatte Wilibald Alexis freilich noch keine Ahnung. Daß es seine Lebensaufgabe sein werde, mit dem Schotten in der dichterischen Verherrlichung der heimischen Vergangenheit zu wetteifern, lag dem umhertastenden Litteraten noch ganz fern. Häring liebte Scott, den alle bewunderten, aber nicht so pietätvoll wie etwa Goethe oder Tieck. Er war nicht blind für seine Schwächen, und seinem kecken Jugendübermut erschien es gar nicht schwer, ein Scottsches Werk zu schreiben, ohne Scott zu sein. Gälte es doch nur Stoffe, Farben, Effekte geschickt zu mischen, um es dem Vorbilde gleichzuthun. Als der Dichter damals in Breslau einen Bekannten traf, dem eines Duells wegen ein sechsmonatiger Festungsarrest in Glatz bevorstand, und der sich deshalb mit Scottschen Romanen zur Lektüre versah, sagte er, er wisse, mit welchen Gestalten er die öden Räume des Gefängnisses bevölkern würde, wenn ihn ein solches Los träfe. Die Antwort eines befreundeten Barons: Das können Sie ja, ohne in Glatz zu sitzen, rief in ihm den Entschluß hervor, einen Walter Scottschen Roman zu schreiben, nicht um sich einen Namen zu machen, sondern lediglich um einer tollen Laune des Übermutes nachzugehen, die litterarische Welt zu foppen und zugleich „den großen Unbekannten,“ wie man den längst errathenen Verfasser der Waverley-Romane nannte, in seinen Schwächen zu parodieren.

Ein junger Deutscher, der Gestalten für einen Roman sammeln will, leidet Schiffbruch an der Küste von Wales, rettet sich auf einer Tonne ans Land, gerät in kompromittirende Gesellschaft von Schmugglern und Verbrechern, wird unter tausend Abenteuern und Gefahren als sehr verdächtiger Gefangener nach dem am Meere gelegenen Schlosse Walladmor gebracht, wo er bald die Freiheit, die Gunst des ritterlichen Schlossherrn und schließlich, als rechter Sohn des Grafen erkannt, die Hand seiner schönen Nichte gewinnt. Diese ganze Er-

zählung mit ihren romantischen Naturszenen, wilden Nachstücken und halzbrechenden Abenteuern löst sich schließlich als ein parodistischer Scherz auf. Der Held des Romans, der, wie gesagt, Gestalten für einen Roman sammeln will, findet überall einen Unbekannten, der ihn stört, ungebeten lauscht und sich alle Ereignisse gleichfalls in seinem Taschenbuche notirt. Schließlich kommt es zu einer erregten Auseinandersetzung zwischen beiden, in der sich der Unbekannte als Walter Scott zu erkennen giebt und seinem Gegner den schon skizzirten Roman eskamotirt, indem er ihm dafür zur Entschädigung die Hand der holden Giniebra verschafft. Der Roman ist höchst lebendig geschrieben, offenbar mit jugendlicher Schaffungskraft atemlos hingeworfen. Was aber zuerst nur ein Spiel neckender Laune ist, wird im Verlaufe der Arbeit Ernst. Der junge Verfasser wird warm, begeistert sich für seine Figuren und macht durch packende Naturwahrheit und Anschaulichkeit auch das Unwahrscheinliche glaublich. Alle Welt meinte im ersten Bande einen echten Scott vor sich zu haben; nur wenige Kritiker zweifelten sogleich, bis der dritte Band das Problem löste. Der persiflirte große Schotte selbst kritisirte das Werk mit wohlwollendem Humor und erklärte den Walladmor für „den kühnsten Verjirstreich unsrer Zeiten.“ Das Buch wurde ins Englische, Französische, Schwedische, Holländische, Polnische usw. übersetzt, die deutschen Gymnasiasten zitirten Verse aus dem Walladmor, der junge Verfasser aber beobachtete diesen überraschenden Erfolg mit Befremden. Ihm war das Werk, wie er schreibt, nichts als eine Seifenblase gewesen, die er in übermütiger Laune von sich wegblies, und nun wurde es ein Luftballon, der ihn selbst in die Höhe hob.

Da er merkwürdig lange über sein Talent und seine Geistesrichtung unsicher blieb, so glaubte er wirklich einige Zeit lang, seine literarische Aufgabe sei sflavische Nachahmung des schottischen Romanschriftstellers. Er schrieb einen zweiten Roman: Schloß Avalon (Leipzig, 1827), der, auf gründlichen Studien ruhend, die Zeit der Vertreibung der Stuarts aus England 1688 schildert, der aber nur einen matten Achtungserfolg gewann. Erst in seinen spätern märkischen Romanen wurde Wilibald Alexis aus einem unfreien Nachahmer ein selbständiger Nachschöpfer Scottscher Romandichtung. In jenen Tagen tastete er noch nach den verschiedensten Seiten. Er schrieb ästhetische Rezensionen, Novellen in der Manier Hoffmanns und Tiecks. Er beschrieb seine Reisen, die er nach Skandinavien, Süddeutschland, Wien und Frankreich unternahm. Sein fast weiblich empfänglicher Sinn zeigt noch lange in seinen Werken die wechselnden geistigen Eindrücke seiner Umgebung. Sein Schaffen hat noch etwas spielendes. Ein damaliger Freund, der Musiker Marx, sagt von ihm, es sei ihm mit keiner Stimmung seiner Figuren Ernst gewesen. Als sein Prinz von Pisa aufgeführt wurde, blieb er unverstanden, weil man nicht wußte, ob er eine Satire oder ernsthaft gemeint war. So mißverstand man auch seine Novelle: Kollaborator Liborius oder der Braune, indem man sie für eine Nachahmung der Hoffmannschen Geistergeschichten hielt. Und doch war es ein höchst drolliger, satirischer Scherz, durch den sich Alexis von dem gefährlichen Einfluß zu befreien suchte. Hoffmann muß darin als Geist umgehen wegen des Mißbrauchs, den er mit der Geisterwelt getrieben hat. Nach seinen romantischen Lehrjahren zahlte er der weltchmerzlichen Zerrissenheit der jungdeutschen Dichterschule in einigen unerquicklichen Romanen seinen Tribut. Noch mitten in dieser Gärungszeit führte ihn im Jahre 1832 sein preussisch vaterländischer Sinn zu einem Stoff, den er in der glücklichsten Weise bearbeitete, und der ihn in die

Reihe der ersten Schriftsteller Deutschlands stellte: Cabanis. Das Gebiet der preußischen Geschichte hatte Häring schon früher novellistisch verarbeitet. Eine seiner frühesten Novellen, Die Schlacht bei Torgau, ist bei allen Jugendschwächen ein kühner Griff in das friedericianische Leben. Die Geschichte eines gewaltiam angeworbenen jungen Theologen, der die Schrecken der Torgauer Schlacht mitmacht, giebt Gelegenheit, mit derbem Humor die rohe Soldateska des siebenjährigen Krieges zu schildern. Besonders wirksam ist eine Szene, wo sich im Dunkel der Nacht vor der gefallenem Entscheidung Freund und Feind, Preußen, Österreicher, Franzosen um zwei alte Eichen sammeln, um ausgelassen zu zechen, bis die Trompeten zu neuer Blutarbeit rufen. Die Novelle ist eine Studie zum Cabanis (Berlin, 1832), dessen Plan schon früh entworfen war.

Der Gegenstand des Romans führt uns nach Preußen und Sachsen in der Zeit des siebenjährigen Krieges. Der Held des Stückes wächst in einer Familie der französischen Kolonie von Berlin um 1740 auf. Seine Mutter ist gegen die Sitte der exklusiven Réfugiés an einen schlichten Berliner Bürger verheiratet, den Inspektor Bohm, der als ein ehrenfester, aber starrer Haus tyrann aus der Schule Friedrich Wilhelms I. seine Kinder mit Schrecken und Prügel erzieht. Der Knabe, von einem italienischen Sprachlehrer für Maria Theresia begeistert, entläuft aus Furcht vor Strafe aus dem väterlichen Hause, um Dienste im österreichischen Heere zu nehmen. Der Marquis v. Cabanis, ein vornehmer Sonderling, der schon bisher für ihn gesorgt hat und sich zuletzt als sein Vater entpuppt, läßt ihn in einer österreichischen Militärakademie erziehen, und so kämpft er unter der Kaiserin gegen Friedrich, fühlt aber allmählich sein preußisches Vaterlandsgefühl unwiderstehlich erwachen. Vergeblich fordert er wiederholt seine Entlassung; endlich, als er vernimmt, daß des großen Königs Leben durch Verrat bedroht ist, desertirt er aus dem österreichischen Heere, um den Helden des Jahrhunderts zu retten. Anfangs vom vergötterten Könige mit Gleichgiltigkeit und Mißtrauen angesehen, gelingt es ihm schließlich, durch ausdauernde Treue des großen Friedrichs Gunst zu gewinnen und die Hand der geliebten Komtesse Eugenie zu erringen, die er nicht eher sein nennen wollte, bis er die Anerkennung seines Königs gefunden hatte.

Es ist in diesem Roman mancher Bodensatz aus der alten Schule. Fragenhaft und gespenstisch wie ein Geschöpf des Callot-Hofmann erscheint oft der Marquis v. Cabanis, der die ganze Handlung führt. Auch die Familie der sächsischen Gräfin und ihre intrigante Gesellschafterin scheinen eher einem Berliner Salon der zwanziger Jahre zu entstammen als einem sächsischen Landsitz der friedericianischen Zeit. Aber wenn man von solchen phantastischen Arabesken abieht, so hat man den reinen Eindruck eines fein empfundenen Kunstwerkes. Die Jugendgeschichte des Helden, von ihm selbst erzählt, führt uns die Zustände der französischen Kolonie in Berlin mit einer packenden Lebendigkeit, mit so schalkhaftem Humor und so inniger Gemütswärme vor, daß das Buch noch heute wirkt wie am ersten Tage. Mit genialer Anschauungskraft ist die ganze Lebensatmosphäre der Berliner Welt um 1740 dargestellt. Der Mittelpunkt der Handlung ist ein Familiengericht, wobei der ungeratne Bruder des Helden durch den strengen Vater erst geprügelt, dann zur letzten Kur auf Tod und Leben unter die Soldaten gesteckt wird. Gottlieb macht die schlesischen Kriege und den siebenjährigen Krieg mit; er verfällt der ärgsten Verwilderung, wie sie das rohe Soldatenleben jener eisernen Zeit erzeugt, wird

Säufer, Spieler, zuletzt Marodeur, muß Spießruten laufen, aber zugleich entwickelt sich in dieser wilden Natur ein vaterländisches Gefühl, das sie reinigt. Den Feinden, die ihn gefangen hatten, kühn entronnen, fällt er bei der Verteidigung von Berlin, von Wunden bedeckt, und süht so durch einen tapfern Soldatentod seine Vergehen. Rührend und gemütvoll ist die Rückkehr Etiennes in das verlassene und verarmte Vaterhaus geschildert. Ein realistisches Genrebild anmutigster Art ist es, wie der Held von den Feinden im okkupierten Berlin verfolgt wird, über die Dächer weg in ein Schlafzimmer dringt, dort seine Jugendliebe, die Cousine Stephanie, in vollster Frisur aufrecht auf dem Kanapee eingeschlafen findet und ein seltsames Wiedersehen mit ihr feiert. Im Hintergrunde der Geschichte aber steht die monumentale Gestalt des alten Fritz, beggeistert verehrt von seinen Preußen, aber einsam und bitter, streng, kalt und selbstherrlich, von dem Dichter mit scheuer Bewunderung gezeichnet.

Seine tiefste Bedeutung erhält der Roman Cabanis erst vom nationalen Standpunkte aus betrachtet. Die öffentliche Meinung jener Tage erwartete von der Einflutung der französischen Freiheitsideen das Heil des Vaterlandes; vom aufgeklärten republikanisch gesinnten Westen mußte die Rettung kommen. In seinen süddeutschen Reiseskizzen verspottet Wilibald Alexis die franzosenfreundlichen Rheinbayern, die sich in ihrer politischen Aufklärung hoch erhaben über preußische Stupidität dünkten. Wenn Wilibald Alexis mit allem Bewußtsein die Gestalt des großen Friedrich monumental aufrichtete, so sprach er dadurch zugleich ein politisches Glaubensbekenntnis aus, wie er es etwa gleichzeitig (1834) in seinen Schattenrissen aus Süddeutschland niederlegte, um den Angriffen von der rechten und der linken Seite zu begegnen, die ihm nicht erspart blieben. Er erklärte darin die Erbmonarchie als die allein angemessene Regierungsform für Europa und bezeichnete sich als einen überzeugten Royalisten. Er preist mit allem Ernst die Vorzüge des Königtums gegenüber der Republik, die nur möglich sei, wenn alle Menschen leidenschaftslos und tugendhaft seien. Das allgemeine Verlangen nach fixierten Verfassungen entspreche einem wahren Bedürfnis, aber mehr als von solchen Verfassungen erwartet er von dem öffentlichen Geiste in Wissenschaft, Schulen, Handel und Beamten-schaft einen geregelten Fortschritt des politischen Lebens. Gegen die Fehler der Fürsten ist er nicht blind; er hält im Notfall eine Revolution für gerechtfertigt, wie die Julirevolution eine heilige Sache versocht. Aber trotz aller Irrtümer der Höfe preist er Deutschland glücklich, weil in seinen Fürstengeschlechtern Habsburg und Hohenzollern noch das Mark des Lebens rinnt, und sie mit ihren Völkern noch gegenseitige Liebe verbindet. Den unseligen Zwiespalt zwischen Nord- und Süddeutschland beklagt er schmerzlich, ebenso die republikanischen Neigungen der Rheindeutschen. Aber wenn er auch für möglich hält, daß die monarchische Sache zeitweilig sinke, weil die Herrscher das Vertrauen zu den Völkern verloren haben, im Herzen lebt ihm die freudige Zuversicht, daß die Völker einst zu den Monarchen zurückkehren werden.

(Schluß folgt)

